



Iris Keller

Ausschnitt aus *WALWERDUNG*

Mentorin: Bettina Spoerri

Prolog

Eines Sommers bin ich zum Walfisch geworden.

Meine Füsse waren zu Flossen geworden und mein Körper wurde fest und rund. Ich konnte meine Zehen nicht mehr erkennen, meine Knie nicht. Der Bauch war im Weg.

Ich lag auf dem Sofa, bei Sommerhitze, mit zugezogenen Vorhängen im dunklen Wohnzimmer und träumte vom Meer. Je unbeweglicher ich wurde, desto mehr Bewegung fand in meinem Bauch statt. Wie eine Quappe, die man in die Hand nimmt, berührte es mich von innen. Dort war es wild und zappelte wunderbar.

In meinem Bauch schwamm ein Meerestier. Es machte die Evolution der Menschheitsgeschichte durch: Hautfalten, die zu Flossen wurden und dann zu Armen. Schwimmhäute, die sich zurückbildeten und Finger entstehen liessen. Kiemenbögen, die sich zu Kiefern entwickelten.

Während in meinem Bauch ein Meerestier zum Menschen wurde, wurde ich immer mehr zum Wal. Mein Körpervolumen schwoll an. Hatte Sehnsucht nach meinen Artgenossinnen.

Ich schaute Dokumentarfilme über sie. Jeden Film, den ich finden konnte. Morgens, mittags, abends. Noch einen.

Die Zeit glitt mit den Meeressäugern an mir vorbei.



Am liebsten hatte ich Buckelwale.

Ihren Gesang lernte ich auch.

180 Dezibel, wie ein Düsenjet.

I.

In den Polarmeeren war der Start. Mit zwanzig Stundenkilometern durch die Fluten gegraben. Bis zu den tropischen Gewässern. 10.000 Kilometer Weg. Mit vier Meter langen Brustflossen durch das Wasser gesteuert, mit der Fluke angetrieben. Die riesigen Leiber durch das endlose Meer. Aber nun ist Brutzeit. Die Wanderung ist vorbei.

Ich sehne mich zurück zum Start, die Kälte war gemütlich, die war wohlig, die war gut für mich und meinen Leib, der so war, wie ich ihn kannte. Aber diese warmen Gewässer - die Hitze ist zu viel. Ich atme flach und viel. Wale nutzen 90% ihres Lungenvolumens, Menschen nur 15%. 15% Luft wird pro Atemzug ausgetauscht. Welch Verschwendung!

Und nun bleibt mir weniger Platz in den Lungen, der Bauch hat alles eingenommen.

Ich hatte es anders erwartet. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass ich stillstehen würde, um zu warten. Ich hatte mich auf Bergen gesehen und durch weite Wälder stapfend, die letzten Urlaube zu zweit. Den Bauch vor mir herschiebend, mit den Händen daran. Stattdessen liege ich im kühlen Wohnzimmer und hechle. Den letzten Krill essen. Keine Wanderung mehr. Warten.



Ich bin schön. Alle Blicke sind auf mir. Ich bin der Mittelpunkt jedes Raumes, wenn ich meinen Bauch hindurch schiebe. Ich scheine zu strahlen. Sie bewundern mich. Sie bewundern meine Formen, meine Haut, mein Haar, meine Bewegungen. Sie bewundern, was ich tue: Wachsen lassen. Der Körper sei schön, sagen sie, der Bauch im Besonderen, die Flossen seien schön, die Länge, die Breite, die schwammartige Struktur meiner Haut, die Seepocken, die sich angesetzt haben. Sie wollen mich fühlen, den Bauch fühlen, aber den gebe ich nicht einfach her. Eine gute Figur habe ich, sagen sie. Und der Bauch ganz gross, der Rest sei schlank geblieben, irgendwie scheine ich reinzupassen mit den neuen Proportionen, in ein Schönheitsbild, in das ich davor nicht gepasst habe, ohne den Bauch, ohne die Flossen, ohne die Seepocken. Ich wundere mich, dass ich überhaupt irgendwo reinpasse, denn in die Hosen passe ich schon lange nicht mehr, ich ertrage nichts mehr, was meinen Bauch drückt, an ihm reibt, ich brauche Platz und Weite. Ich sei schön, sagen sie.

Muttermeer. Ich werde zum Ursprung der Welt. Urknall. Ich werde explodieren und daraus wird eine Welt entstehen. Das Baby wohligh in meinen Armen. Und es wird schreien und



kuscheln und kotzen und kacken und irgendwann wird es „Mama“ rufen und ich werde wissen, dass ich gemeint bin. Alles wird gut sein. Für immer, das Baby im Arm.

Ich habe Hunger. Ich muss essen. Ich brauche Nahrung. Ich habe Appetit. Was mir in den Weg kommt, erscheint mir köstlich. Ich verschlinge, ich genieße, ich esse ohne Pause. Ich laufe mit offenem Mund umher und wenn etwas essbar ist, dann stopfe ich es in mich hinein. Mit meinen vier Meter langen Barten filtere ich alles aus meiner Umgebung, Plankton, Krill, Kleinorganismen. Ich genieße es und gleichzeitig habe ich Not. Die Brocken sind so klein und ich bin so gross. Ich esse und habe das Gefühl niemals satt werden zu können, niemals aufhören zu können. Die Nahrung ist zu wenig für meinen Körper. 16 Meter hungriger Körper.

Am liebsten mag ich Fettiges. Ich esse Raclette und Fondue. Danach bekomme ich wieder Hunger und schmiere mir ein Brot. Dann brauche ich Saures. Dann brauche ich Süßes. Dann bin ich satt. Eine Stunde lang vielleicht.

Ich bekomme Bewunderung dafür. Mein Partner versucht mitzuhalten und resigniert nach der dritten Portion. Er habe Bauarbeiter essen sehen, sagt er, ausgehungert nach einem Tag in der Sonne auf dem Dach. Aber keiner habe je so gegessen wie ich. Er serviert mir so viel, wie ich möchte, steht am Herd, Schweiss tropft über seine Stirn.



So schnell kann er kaum kochen, wie ich esse. Das ist sein Anteil an der Arbeit. Ich lasse wachsen, in meinem Bauch, er serviert.

Am schlimmsten ist es nachts. Neben meinem Bett türmen sich Nüsse, Kräcker, Plankton, kleine Krebstiere. Mein Partner hört mich malmen, kann kaum schlafen, es ist laut im Stillen zu kauen, vielleicht sollte ich Joghurt nehmen, eine Banane, das stört nicht so sehr. Ich bin müde, aber muss essen. Essen, um zu überleben.



Alle Rechte vorbehalten.

Dieser Text entstand im Rahmen der Mentorats- und Coachingplattform *double* des Migros-Kulturprozent.

www.double-mentoring.ch